

Weilburger Tageblatt.



(Anzeiger für Weilburg und Umgegend)

Amtsblatt der Stadt Weilburg • In sämtlichen Bürgermeistereien des Oberlahnkreises gehalten

Bezugspreis: Erscheint an jedem Freitag und kostet abgeholt monatlich 40 Pfg., vierteljährlich M. 1.20, bei unseren Austrägern monatlich 50 Pfg., vierteljährlich M. 1.50, durch die Post vierteljährlich M. 1.77

Redakteur: Hugo Zipper, Weilburg
Druck und Verlag: H. Zipper, G. m. b. H., Weilburg
Telephon Nr. 24

Inserate: die einspaltige Garmondzeile 15 Pfg. haben bei der großen Verbreitung des Blattes nachweislich den besten Erfolg. Inseraten-Akademie: Kleinere Anzeigen bis 10 Uhr morgens, größere tagsvorher

Für die Redaktion verantwortlich in Vertretung Albert Pfeiffer-Weilburg.

Nr. 17.

Donnerstag, den 21. Januar 1915.

54. Jahrgang.

Der Krieg.

Tagesbericht der obersten Heeresleitung.

Großes Hauptquartier, 20. Jan. (W. T. B. Amtlich.)
Westlicher Kriegsschauplatz:

Im Abschnitt zwischen Aisne und Lys fanden nur Artilleriekämpfe statt.

Bei Notre-Dame de Lorette, nordwestlich Arras, wurde dem Feinde ein 200 Meter langer Schützengraben entzissen. Dabei sind 2 Maschinengewehre erbeutet und einige Gefangene gemacht.

In den Argonnen nahmen unsere Truppen einige feindliche Schützengräben. An einer Stelle betrug der Geländegewinn der letzten Tage 500 Meter.

Im Walde nördlich Senheim schritt unser Angriff gut fort. Der Hirzstein wurde genommen. 2 Offiziere und 40 Alpenjäger wurden gefangen genommen.

Ostlicher Kriegsschauplatz:

Die Lage im Osten ist unverändert.

Oberste Heeresleitung.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Nach der Schlacht von Soissons.

Paris, 20. Jan. (Str. Frst.) Während die gesamte Pariser Presse infolge der Niederlage von Soissons in eine neue maßlose Heiße gegen Deutschland und die deutschen Truppen verfiel, äußert sich die sozialistische „Humanität“ wie folgt: Die Affäre von Soissons muß uns zu einer Verdoppelung der Umsicht und Mäßigung bestimmen. Wir müssen die Gegenwart und die Zukunft mit Weisheit und kalten Worten ins Auge fassen und uns nicht täuschen lassen, weder durch verdächtige Zeugnisse, die Deutschland als militärisch und wirtschaftlich erschöpft hinstellen, noch durch die Versicherung der Stubenstrategen, die uns einen leichten Sieg versprechen. Gewiß, wir brauchen nicht an dem Sieg zu zweifeln, aber mehr als je ist es angezeigt, an seiner Wichtigkeit zu zweifeln. Das ist die Moral des Rückzuges von Soissons.

Lyon, 19. Jan. (W. T. B. Nichtamtlich.) „Nouvelles“ berichtet aus Paris: Flüchtlinge erzählten, daß sich nur noch 150 bis 200 Einwohner in Soissons befänden. Die Verproviantierung sei nahezu unmöglich. Weder Bäder noch Schlächter seien mehr in Soissons.

Träumende Menschen.

Roman von Dora Dunder.

(9. Fortsetzung.)

Er sprach mit ihr, er erzählte ihr von seinem verfluchten Leben, von seinen unerfüllten Hoffnungen, von seiner ungestillten Sehnsucht nach der Kunst! Jede verborgene Falte seines Herzens öffnete sich vor ihr. Und ihre klugen, offenen Augen bläuten ihn gütig an, und ihr Mund sprach: „Ich kenne dich lange. Ich weiß, wie es in dir ausgeht. Ich bin schon immer bei dir gewesen, ohne daß du es gewußt.“

Nachdem er wiederum drei Tage vergebens gesucht, hatte er den Brief nach dem Westminster abgeschickt. Er konnte nicht verhungern. Auch die Mutter und Berta bedurften, wenn nicht heute, so doch vielleicht morgen oder übermorgen seiner Hilfe. Es war damit gerechnet worden, es mußte sein.

Vorgestern früh hatte er die Antwort erhalten. Heute vormittag sollte er sich vorstellen.

Rolf war sehr bekommen zumute. Frau von Versch! Wer war das? Er hatte diesen Namen nie gehört, was bei seinem abgeschlossenen Leben wenig, überhaupt nichts bedeutete. Aber die vollkommene Fremdheit des Namens bedrückte ihn. Es war lächerlich, aber es war so. Mutmaßlich eine Dame von auswärts, die ihn Gott weiß wohin würde engagieren wollen, nach Rußland oder in die Kolonien. Die Ferne lockte ihn. Aber eignen Stimmungen folgend, wollte er einmal in die Welt hinaus, nicht in einer abhängigen Stellung, als Wärter eines kranken Kindes.

Was nützte das Kopfzerbrechen? Er würde ja sehen. Er brauchte ja nicht ja zu sagen, sich zum mindesten nicht gleich zu binden. Fremder Leute Brot essen, war immer ein hartes Ding. Er hätte sich nicht melden sollen! Nun war es einmal geschehen. Er wurde erwartet. Er mußte wenigstens die Pflicht der Höflichkeit erfüllen und hingehen. Zuerst galt es, sich mit Frau Bedmann abzufinden. Da sie ihm gutwillig den schwarzen Anzug herausgeben würde, den er ihr vor ein paar Wochen verpfändet hatte?

Gedanken Clemenceaus über den Krieg.

Paris, 20. Jan. (W. T. B. Nichtamtlich.) In einem Artikel unter der Überschrift „Gedanken über den Krieg“ schreibt Clemenceau im „Homme enchaîné“, der Hauptgrund dafür, daß er die militärischen Operationen nicht erörtere, sei der Umstand, daß es keine militärischen Operationen gebe. Die täglich gemeldeten Fortschritte und Eroberungen deutscher Schützengräben bewegten ihn ebensowenig wie das Zurückgehen der französischen Truppen bei Soissons. Der Schützengrabenkrieg sei kein Geniestreich und dürfe keine spaltenlange Kommentare entfesseln, wie dies trotz der mageren Ergebnisse der letzten Monate geschehen sei. Man habe Frankreich zur Geduld gemahnt, dürfe aber nicht allein mit dem Abnutzungskrieg und der Wirkung der wirtschaftlichen Blockade noch mit einer Intervention eventueller Verbündeter rechnen, um den Krieg auch siegreich zu beenden. Dies könne nur eine starke Offensive erreichen. Frankreich müsse vor allem nur mit sich selbst und mit seinen eigenen Anstrengungen rechnen und sich zuerst selbst helfen. Auch die zukünftigen Verbündeten würden nicht alle um der schönen Augen Frankreichs willen in den Krieg eingreifen. Rumänien und Italien hätten beide Wünsche, die sie verwirklicht sehen möchten, und sie würden desto mehr willens zur Intervention sein, je gesicherter ihnen der Sieg bereits erscheine.

Paris und die Zeppeline.

Genf, 20. Jan. (Str. Frst.) Über die Abwehrmaßregeln, die gegen Zeppeline und deutsche Flieger in Paris getroffen wurden und die der Kriegsminister Millerand in Augenchein genommen hat, wird berichtet: 550 Flugzeuge bilden die Wache über Paris, sind auf verschiedene Posten um und in der Stadt verteilt und beruht, jeden Augenblick aufzusteigen, um einen feindlichen Flieger zu verfolgen. Die Überwachungsposten sind durch Telefonlinien mit der Front verbunden, so daß das Passieren eines jeden feindlichen Fliegers über die französischen Linien sofort telephonisch gemeldet wird. In der Nacht leuchten große Scheinwerfer, die an verschiedenen Punkten Aufstellung gefunden haben, den ganzen Horizont ab. Der Eiffelturm bleibt aus militärischen Gründen in vollkommenes Dunkel gehüllt.

Mit Dampf hergestellte Schützengräben.

Rom, 19. Jan. (Str. Bln.) Aus Paris wird gemeldet: Das Kriegsministerium gedenkt, einen beim Panamakanal sowie beim Bergbau vortrefflich erprobten, mit Dampfkraft getriebenen Apparat zur Herstellung von Schützengräben, die sogenannte Dampfschaukel, bei der Armee einzuführen. Der Apparat wird beispielsweise von der Portlands-Kompagnie bei allerhärtestem Fels mit großem Erfolg angewendet.

Die robuste Frau mit den groben Händen und dem weichen Herzen hatte selbstverständlich nichts Eiligeres zu tun.

„I, wo wer ich denn nicht,“ meinte sie und half ihm selber in den Anzug hinein. „Wo Sie doch so hübschen sind in die schwarze Kluft und Ihr Händchen da drin machen wern, Herr Köhne.“

Rolf schlug denselben Weg wie vor zehn Tagen nach der Ausstellung ein. Wie viel lieber wäre er zu der Frau mit den Hyazinthen gegangen! Aber was hatte er nötig, das teure Eintrittsgeld nochmals zu bezahlen! Sie schritt ja neben ihm. Und ihre grauen Augen sprachen: Habe nur Mut!

So raffte er sich denn zusammen und schritt ins Westminster hinein.

Als er seinen Namen nannte, schob sich aus der Portierloge an dem großen imponierenden Hauswart in seiner reichen Bliere ein kleiner Mann mit einem Stiefel fuß vorbei.

Er zog den Hut und überreichte Rolf ein kleines Billett. „Von der gnädigen Frau. Der Herr möchte dann selbst entscheiden.“

Rolf erbrach den Umschlag einigermaßen verwundert. Er enthielt in lebenswürdiger Form die Anfrage, ob Herr Köhne sich entschließen würde, mit dem Ueberbringer des Briefes auf den Landhof der Frau von Versch, ein und eine halbe Stunde von Berlin, hinauszufahren.

Der Zustand ihres kleinen Kranken verhinderte sie, heute herinzukommen, auch könne sie noch nicht bestimmen, wann es wieder der Fall sein werde.

Während Rolf las, hatte der kleine Invalide ihn scharf aus seinen klugen Augen beobachtet. Das blasse, sorgenvolle, sommersprossige Gesicht des kleinen Menschen erblickte sich mehr und mehr, je länger die Augen Gesicht, Gestalt und Haltung des Fremden prüften.

Rolf behielt, nachdem er gelesen, den Brief ein paar Augenblicke in der Hand und sann nach. Der Zufall war nicht ungünstig. Wenn er auf den Landhof hinausfuhr, lernte er gleichzeitig die Herrin — mutmaßlich auch den Herrn —, den präsumtiven Zögling, das gesamte Willeken kennen. Er konnte sich ein Urteil bilden, sich entscheiden. Er warf einen kurzen Blick auf den kleinen Menschen,

Die Lage im Osten.

Das Elend in Rufsich-Polen.

Kopenhagen, 20. Jan. (W. T. B. Nichtamtlich.) „Warschawski Dzwonik“ meldet, daß Blonje von den Einwohnern verlassen sei und in der Umgebung der Stadt schreckliches Elend herrsche. Die Stadt selbst biete ein trauriges Bild. Der stellvertretende Gouverneur in Warschau, Gr. J. J. und Medizinalinspektor Brand begaben sich nach Blonje, um sich mit dem Charakter der unter der Bevölkerung aufgetretenen Magenkrankheiten bekannt zu machen. (Hungertypus?) Sie stellten aber fest, daß keine Gefahr vorliege.

Der heilige Krieg.

Zur Besetzung Tabris durch die Türken.

Konstantinopel, 20. Jan. (W. T. B. Nichtamtlich.) Über die Einnahme von Tabris erzählt man jetzt noch Einzelheiten. Nach der Einnahme von Miandoab zogen alle an dem heiligen Krieg beteiligten Stämme nach Maraga, wo sie von der Bevölkerung begeistert empfangen wurden. Die Führer der benachbarten Stämme und die Bevölkerung der Städte Bumjan und Schichwan zogen mit den Truppen nach Tabris. Sie gelangten zunächst nach Cogeiban. 800 Mann russischer Infanterie und Kavallerie, die in Tabris standen und eine Stellung bei Abdsjoepus in der Nähe der Stadt innehatten, zogen sich auf die Nachricht, daß die türkischen Truppen vorrückten, zurück und zwar nach Sostian auf der Straße nach Dschulfa. Darauf zogen die Truppen und die Stämme in Tabris ein.

Englische Schlappen.

Konstantinopel, 20. Jan. (W. T. B. Nichtamtlich.) Meldung des türkischen Hauptquartiers. Während eines nächtlichen Angriffes gegen die englischen Befestigungen am Schatt el Arab wurde der Feind überrascht. Er verlor 100 Tote und Verwundete. Eine englische Kavallerieabteilung versuchte in der Gegend von Corna eine Abseilung unserer Infanterie zu überraschen. Der durch das Feuer eines Kanonenbootes gut unterstützte Angriff wurde unter schweren Verlusten für die Engländer zurückgewiesen. Das Kanonenboot wurde gleichfalls gezwungen, sich zurückzuziehen.

Türkische Stimmen zur Kriegslage.

Konstantinopel, 20. Jan. (W. T. B. Nichtamtlich.) Die türkischen Blätter schätzen den deutschen Sieg bei Soissons sehr hoch ein. In Betrachtungen über die allgemeine Kriegslage, im besonderen über die Teilnahme der Türkei am Kriege stellen die Blätter fest, daß der Sieg bis jetzt auf Seite der Verbündeten: Deutschland, Österreich-Ungarn und der Türkei gewesen sei. „Tanin“

der ruhig wartend vor ihm stand; dann sagte er entschlossen: „Ich komme mit.“

Der Rivierte ließ einen Bedag herbeirufen. In zehn Minuten hielten sie vor dem Seltiner Bahnhof. Sie konnten gerade den nächsten Zug noch erreichen.

Schweigend legten sie die erste Strecke der Fahrt zurück. Beim Einsteigen hatte der kleine Mensch sich kurz vorgestellt:

„Mörbe, Gustav Mörbe. Ein unbrauchbarer Invalide, wie Sie sehen. Ich esse das Gnadenbrot der gnädigen Frau.“

Dann hatte er sich still in eine Ecke des leeren Abteils gesetzt, und nachdem er ein paarmal mit der Hand durch den struppigen, roten Schnauzbart gefahren war, hatte er eine Zeitung hervorgeholt, in die er sich angelegentlich vertiefte. Nur ab und zu flog sein Blick zu dem Fremden hinüber, der in das öde Landschaftsbild hinausblühte.

Es war ein grauer, regnerischer Tag, der nach der langen Reihe sonniger Frühlingstage doppelt häßlich erschien. Ein böiger West trieb den Regen gegen die Fenster des Abteils und schüttelte die tauben Äste am Saum der Landstraße. Aus den graubraunen Aderhöhlen stiegen Schwärme schwarzer Krähen auf. Nirgends Farbe, nirgends Licht. Nur über den kleinen Gärten der Dörfer, durch die sie fuhren, lag ein zartgrüner Schimmer auf Hecken und Büschen, den die Sonnentage hervorgehört hatten.

Mörbe bat um die Erlaubnis, eine Zigarre anzustechen zu dürfen. Rolf, der bisher jede Frage ängstlich vermieden hatte in der Sorge, neugierig oder indiskret zu erscheinen, benutzte die Ansprache des Invaliden, um sich nach dem Ergehen des kleinen Kranken zu erkundigen.

„Unser Hans“ — als er nur den Namen nannte, leuchtete es in den Augen des kleinen, unscheinbaren Menschen auf — „er hat's ein bißchen auf der Bunge, aber er macht sich schon wieder heraus. Die gnädige Frau ist gar zu ängstlich.“

Dann fuhren sie schweigend weiter, und während draußen durch den grauen Regennebel die Gestalt der Frau mit den Hyazinthen an Rolfs träumenden Augen vorüberzog, beobachtete der kleine Mensch über den Rand der Zeitung fort jede Linie, jeden Ausdruck des stillen,

betont, daß die türkische Armee, obgleich sie im Kaukasus noch keine endgültigen Siege davongetragen habe, dennoch bewirkt habe, daß die Russen einen Teil ihrer Truppen aus Polen nach dem Kaukasus schaffen mußten, was der Entscheidung sehr zu statten kam. „Wir sind sicher“, sagt „Tanin“, „daß wir diesem ewigen Hindernis den Schlag versetzen werden, den er von unserer Seite verdient. Es ist die größte Ehre für das Osmanentum, unseren Verbündeten die Vernichtung des Feindes zu erleichtern“.

Der „Saphir“.

Paris, 18. Jan. (Str. Press.) Amtliche Mitteilung. Das französische Unterseeboot „Saphir“, das am 15. Januar am Eingang der Meerenge der Dardanellen einen Beobachtungsposten eingenommen hatte, hat sich seit diesem Zeitpunkt mit den in jener Gegend operierenden französischen Flottenkreuzern nicht wieder vereinigt. Die ausländische Presse meldet, es sei versenkt worden und türkische Boote hätten einen Teil der Besatzung aufgenommen.

Wer Brotgetreide verfüttert, veründigt sich am Vaterlande und macht sich strafbar!

(Nachdruck verboten.)

Aus Großer Zeit — Für Große Zeit.

22. und 23. Januar 1871. — Paris erschöpft.

Am 22. Januar 1871 war auch General Trochu, der Gouverneur von Paris, mit seiner Kriegeskunst zu Ende. Der Gouverneur von Paris wird nie kapitulieren“, hatte Trochu gesagt, und er kapituliert nicht; aber er trat kluglich von seinem Posten zurück und überließ es seinem Nachfolger, dem General Vinoy, sich aus der Affäre zu ziehen. An diesem Tage wollte keiner der Generale mehr eine Verantwortung für einen nochmaligen Ausfall übernehmen; ebensowenig aber wollte einer die Kapitulation auf seine Schultern laden, obwohl man sich nunmehr mit diesem Gedanken vertraut zu machen begann. — Am 23. Januar, am 129. Tage der Einschließung von Paris, kam Jules Favre als französischer Unterhändler im deutschen Hauptquartier zu Versailles an. Er konnte die Unterhandlungen mit Ehren beginnen, da Paris alles geleistet hatte, was die Hauptstadt eines großen Landes diesem und sich selbst schuldig ist. Inbesonderem handelte es sich mit der Ankunft Jules Favres noch nicht um den Frieden, da dieser nur von einer gewählten Nationalversammlung abgeschlossen werden konnte, sondern um einen Waffenstillstand, innerhalb dessen die Wahl erfolgen sollte. Anfangs suchte Favre immer noch Paris als unüberwindlich hinzustellen und die Verhandlungen kamen erst endlich in Gang, als Bismarck die Zurückführung Napoleons und die Unterhandlung mit diesem nicht als unmöglich hinstellte.

Deutschland.

Berlin, 20. Januar.

— (W. B. Nichtamtlich.) Wie wir hören, haben die durch besondere Verordnung nachträglich zugelassenen Zeichnungen von Angehörigen des Feldheeres auf die Kriegsanleihe den Betrag von rund 20 Millionen Mark ergeben, so daß die Gesamtsumme der Einzelzeichnungen auf nahezu 4481 Millionen gestiegen ist. Die Zahl der Einzelzeichnungen beträgt 8891. Die nachträgliche Zeichnungserlaubnis bezweckte nicht, das Ergebnis zu erhöhen, sondern ausschließlich die Wahrung der Interessen des Feldheeres. Der Höchstbetrag der Zeichnung für einen einzelnen Zeichner war auf 100 000 Mark beschränkt. Berücksichtigt man dies, sowie den Umstand, daß viele Feldzugsteilnehmer schon bei der Hauptzeichnung vornehmen Gehalts, jede Bewegung der schlanken, jugendlichen Gestalt.

In einer Stunde hatten sie die Bahnstation erreicht. Ein geschlossenes Kupee wartete auf die Reisenden. Der Kutscher in unauffälliger laffebrauner Livree zog den Hut, dann ging die Fahrt auf der aufgeweichten Landstraße an fahlen Wäldern und kleinen Dörfern vorbei. In einer halben Stunde war Klein-Blossow erreicht.

Der Wagen hielt an einem Seiteneingang des im Stil eines englischen Landhauses erbauten Schloßchens. Ein alter Diener öffnete den Schlag. Mörbes erste Frage war nach dem jungen Herrn.

Der Herr Geheimrat waren schon hier mit dem zweiten Zug. Der Herr Geheimrat waren nicht unzufrieden.

Der alte Diener wandte sich zu Rolf:

„Die gnädige Frau lassen bitten, in den kleinen Salon.“ Mörbes verabschiedete sich, um nach dem jungen Herrn zu sehen. Rolf wurde über eine halbe Treppe in „den kleinen Salon“ geführt.

Der kleine Salon war ein mäßig großes Zimmer, in ovaler Form. Die Wände mit einer blassen, flüderfarbenen Seide bespannt. Sessel, Diwan und Cassa mit dem gleichen Stoff überzogen. Naturfarbenes Mahagoniholz umrahmte die Stühle, war für die Tische, Türen und den Plafond verwendet worden.

Auf dem Tisch vor dem Cassa stand eine Kristallschale, mit Marzipan und Tulpentulpen bis an den Rand gefüllt. Das große, fast bis an den Fußboden reichende Fenster ging nach dem Park. Eine kleine Tür zur Rechten führte geradeswegs in das Warmhaus. Durch eine Scheibe, die nur zur Hälfte mit flüderfarbener Seide bespannt war, sah man auf eine bunte Fülle terrassenförmig aufgestellter blühender Topfgewächse.

In stummem Entzücken gingen Rolfs Augen umher. Diesen Ton, diese Stimmung hatte er sich früher einmal für ein Künstlerheim geträumt. So in sanften, gebrochenen Farben, viel Blumen, den Blick durch hohe Fenster mitten hinein in das Herz der Natur.

Seine entzückten Augen waren bald heimisch in dem Raum. Da und dort an den Wänden entdeckte er einen

sich beteiligen konnten, so darf das erreichte Resultat als sehr erfreulich bezeichnet werden.

— Der Bundesrat hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, den Kriegsdienst bis zur Dauer eines halben Jahres auf die für die ärztliche Vorprüfung oder ärztliche Prüfung erforderliche Studienzeit anzurechnen. Diese Anrechnung findet jedoch nur statt, wenn nicht bereits eine Anrechnung der Militärdienstzeit nach den Bestimmungen der Prüfungsordnung stattgefunden hat. Falls bei einem Kriegsteilnehmer eine Anrechnung des Kriegsdienstes nicht stattgefunden hat, hat es der Bundesrat für zulässig erklärt, den Kriegsdienst auf das vorgeschriebene Jahr bis zur Dauer eines halben Jahres in Anrechnung zu bringen. Die Entscheidung auf Gesuche über eine solche Anrechnung ist dem Reichskanzler im Einvernehmen mit der zuständigen Landesbehörde vorbehalten.

— (W. B. Nichtamtlich.) Der Reichskanzler ist zu kurzem Aufenthalt in Berlin eingetroffen.

— Im „Armeeverordnungsblatt“ wird folgender Erlass zur Beerdigung von Seeresanahörigen und Gefangenen veröffentlicht: Seine Maj. stät der Kaiser haben zu bestimmen geruht: 1. Für die Zeit des Kriegszustandes treten die Ziffern 192 bis 201 a der Garnisondienstvorschrift — D. V. G. Nr. 131 —, betreffend Trauerfeierlichkeiten, außer Kraft. 2. Die Beerdigung von Offizieren und Mannschaften des eigenen Seeres in der Heimat geschieht, sofern sie im Standorte der Erstformation des Truppenteiles erfolgt, dem der Verstorbene angehört hat, nach näherer Anordnung des Kommandeurs, sonst nach der des Gouverneurs usw. in einfacher, feierlicher Weise. Unter besonderen Umständen kann auch von der Bestellung militärischer Sargträger und Begleitmannschaften Abstand genommen werden. — Die Beerdigung von Kriegsgefangenen findet, entsprechend den Vorschriften der Ziffer 2 dieses Erlasses in einfacher Form statt. Krieger- usw. Vereine und das Publikum sind zur Bestattung von Gefangenen nicht zuzulassen, dagegen darf eine beschränkte Anzahl Gefangener folgen.

Das Probejahr.

Von Gottfried Traub.

Ein edler Jern ist dem Fecrn lieb und ein mutiger Stolz, der sich nicht beugen läßt. Arndt.

Jetzt kommt es heraus; das Probejahr deutschen Enstes. Das alte Jahr war der große Aufstakt, nun hören wir die Melodie. Wir singen sie mit voller Klarheit. 1915 hat äußerlich wenig geändert. Wir sind stets nur auf das Eine großgepannt, wie es unserem Vaterland ergeben wird. Innerlich aber hat sich viel verändert. Es sind hohe, höchste Opfer an Gut und Blut gebracht worden. Sie verpflichten; die sind unvergesslich. Sie fragen nach einem würdigen Geschlecht, das nicht erlahmt, ehe der Entemagen in die Scheune eingefahren werden kann. Wir sind über die Schwelle vor Neujahr getreten mit einem Herzen voll unsagbaren Dankes. Aber in einem soll er sich ausdrücken können, dieser Dank: in einem jähren stillen Willen — den haben wir nötig.

Mancher Kritiker muß man sich schämen. Sie waren nicht zufrieden mit dem, was erreicht; sie wollten lieber gleich die Welt verteilen und achteten nicht, welche Leistung die deutschen Truppen vollbracht haben. Man kann immer die Beobachtung machen, daß es denen nie schnell genug geht, die nichts von der Sache verstehen, sobald es sich nicht um Geldverdienen handelt. Nein, nein. Wir stehen voll Danks am Eingangstor und denken, wie anders es hätte kommen können und wie gewaltig wir geführt worden sind und wie weit wir es gebracht haben. Deutschlands starke Kraft ist unerschüttelt.

Dann aber müssen wir sie so erhalten Monate werden kommen und die gleichen, ja noch größere Anspannungen von uns verlangen. Man wird sich an den Krieg gewöhnen und ihn doch in seiner Ungeheuerlichkeit weiter empfinden müssen. Der Lebensraum wird enger werden. Die Pflicht zur Einschränkung wächst.

wertvollen Stich, zumeist nach englischen Meistern. Einen Reynolds, einen Lawrence, zwei Gainsboroughs.

So vertieft war er in das Anschauen der Bilder, daß er das leise Öffnen der Tür ihm gegenüber überhört hatte. Erst jetzt, als Schritte sich ihm nahen, sah er auf. Um ein geringes von ihm entfernt stand eine Frau mit dunkelblondem Haar und zartem Teint, mit grauen, klug blickenden Augen, mit feinen, weißen, lässig herabhängenden Händen — die Frau mit den Hyazinthen!

Rolf hatte das Gefühl, daß das Herz ihm stille stand vor unbegreiflichem, entzücktem Staunen. Oder war es nur das Traumbild, das er all diese Tage gesehen, das ihm entgegentrat?

Mit großem, dunkelm, fragendem Blick starrte er auf die Eingetretene. Mit Mühe nur hielt er den Ausschrei zurück, der ihm in der Kehle aufgestiegen war. Die Frau mit den Hyazinthen trug statt des schwarzen Kleides eines aus feinem, braunem Stoff, sie hielt keine Hyazinthen in den Händen — und doch konnte nur sie es sein.

Rolf riß sich zusammen. Er durfte sich nicht lächerlich machen. Nichts von dem verraten, was in ihm tobte und stürmte. Er verbeugte sich und nannte seinen Namen.

Helene hatte den Fremden mit raschem Blick gemustert. Etwas wie ein Lächeln schwebte um ihren blassen Mund. Der alte, einseitige Mörbes hatte wieder einmal den richtigen Blick gehabt.

Unzweifelhaft ein Mann aus gutem Haus, ein Mann, wenn nicht alles trott, mit vornehmer Gesinnung, ein Mann, zu dem man, dem äußeren Anschein nach, Vertrauen haben konnte.

Frau von Lerch reichte Rolf Köhne die Hand und dankte ihm, daß er herausgekommen sei. Er war scheu und verlegen. Am liebsten hätte er seinen Hut genommen und wäre still davongegangen. Was wollte er mit seinem zerfahrenen Leben bei dieser Frau, in diesem Hause?

Helene schien in seiner Seele wie in einem offenen Buch zu lesen. Sie sprach gütig und verständig zu ihm. Sie erzählte ihm von dem einfachen und regelmäßigen Leben, das sie auf Klein-Blossow führten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Last der Verantwortung steigt. Das sagen wir nicht, um den Mut zu nehmen, sondern um ihn zu steigern. Wer die Gefahr sieht und sehen kann, hat sie schon überwunden. Wer weiß, daß man viel von ihm erwartet, begnügt sich nicht mit Geringem. Von jeher hat es Anstrengung gekostet, auf eine stolze Höhe zu steigen, und wer sich in den Bergen nicht auskennt, rechnet eine Höhe auf vier Stunden Wegs, die nur in einem Zug erstiegen werden kann. Ähnlich eracht es uns. Wir schätzen nichts gering von dem, was von dem Volke in der Heimat geleistet worden ist; aber wir wissen, daß es der Anfang ist. Kein Volk bleibt am Anfang stehen. Unsere Ehre, nämlich die Ehre derer, die „hinter der Front“ stehen, muß bleiben, und daß wir keinen Fuß zurückgehen, sondern wie eine feste Mauer hinter den Kämpfern stehen, ja sie noch anfeuern mit unserer Bereitschaft, Lasten zu tragen.

Wir werden nicht gleich müde; auch nicht im Jürnen. Wir merken erst jetzt, daß ein wirklich edler Jern gar keine leichte Sache ist. Flüche versiegen, Wallungen ebbeln ab, aber ein starker Jern, der Schmach nicht vergessen kann, verlangt dauerhaften Willen. Solcher Jern ist Mannesrecht. Er lehrt sich mit der vollen Leidenschaft einer reichen Seele gegen die, welche Jammer, Not, Elend und Blut über blühende Völker gebracht haben. Man wird immer besser verstehen, warum Edle von Jern und Haß geschüttelt werden können. Denn nicht der Jern ist schlecht, sondern der Mensch, der um Armeligkeiten willen jürnt, ist schlecht. Und wer um höchster Zukunft willen nicht zu jürnen vermag, ist auch schlecht. So wird 1915 ein Jahr eisernen Willens bleiben, voll Haß gegen die Friedensbrecher, voll starker Sehnsucht nach Frieden, dann — wenn die Zeit erfüllt ist.

Totales.

Weilburg, 21. Januar.

† Das Eisene Kreuz erhielten: Unteroffizier August Haibach, Metzger aus Weilmünster. — Vizefeldwebel Hermann Hinge aus Limburg, beim Ref.-Inf.-Regt. Nr. 29, gleichzeitig wurde er zum etatsmäßigen Feldwebel befördert. — Vizewachtmeister Heinz Henrich aus Montabaur. — Marine-Oberingenieur Karl Klein aus Bad-Ems. — Unteroffizier Laugen aus Söhr. — Vizefeldwebel Josef Kremer aus Limburg bei der Maschinengew.-Komp. des Inf.-Regts. Nr. 28, gleichzeitig wurde er zum Offizier-Stellvertreter befördert. — Schütze Wilhelm Christmann aus Weilburg in der Maschinengew.-Komp. des Ref.-Inf.-Regts. Nr. 87. — Vizefeldwebel Heinrich Schneider aus Hornsheim, Ref. Wehlar, im Ref.-Inf.-Regt. Nr. 168.

+ Da im Interesse einer ehrenvollen Durchführung, des uns frevelhaft aufgezwungenen Krieges die wirtschaftliche Macht unseres Vaterlandes durch Zuführung des vorhandenen Goldgeldes an die Reichsbank unbedingt gestärkt werden muß, so ist es eine dringende vaterländische Pflicht jedes Einzelnen seinen Bestand an Goldgeld der Reichsbank gegen Papiergeld zur Verfügung zu stellen. In vielen Orten durch vertrauenswürdige Personen vorgenommene Geldsammlungen haben glänzenden Erfolg gehabt. Deshalb wollen auch in unserer Stadt die Herren Lehrer der Volksschule sich der Mühe unterziehen, nächsten Freitag, den 22. d. Mts., in den einzelnen hiesigen Familien das noch vorhandene Goldgeld gegen Papiergeld umzutauschen, damit die achtsam und unnütz zurückgehaltenen Goldstücke an die Stelle geleitet werden, wo sie unserm Vaterlande jetzt vom größten Nutzen sind. Möge jedermann in der Erkenntnis der überaus großen Wichtigkeit der Goldsammlung die genannten Herrn möglichst unterstützen und ihnen entgegenkommen, damit auch hier wirklich ein voller Erfolg der Sammlung zum besten unseres teuren Vaterlandes zustande kommt.

* In den D-Jügen werden jetzt wieder Platzkarten ausgegeben. Dagegen werden Vorausbestellungen auf Plätze in den D-Jügen noch nicht angenommen.

§ Ratsschlüsse für die Kriegszeit. Ein gut zubereitetes Gemüse ist ein wertvoller Bestandteil des Mittagessens. Das Gemüse ermöglicht viel Abwechslung in der Kost. Bei der Zubereitung spare man an Fett. Auch Gemüseabfälle verdienen eine sorgfältige Verwertung. — Zucker kann man in ausgiebiger Weise im Haushalt verwenden. Er hat einen hohen Nährwert. Während er in früheren Zeiten nur den Bemittelten zugänglich war und deshalb mehr als Genussmittel betrachtet wurde, kann er heute bei billigen Preisen geradezu als Volksernährungsmittel dienen. Mit reichlich Zucker eingedicktes Obst, Obstmus usw. ersetzen auf dem Brot die Butter. Süße Mehlspeisen, namentlich mit Obstbeisagen, sind keine bloßen Leckereien. Sie können recht wohl dann und wann das Hauptgericht der Mittags- oder Abendmahlzeit sein. — Die besten und gesündesten Getränke sind Wasser und Milch. Kaffee und Tee schaden bei mäßigem Genuß nicht, haben aber einen Nährwert nur in dem Zusatz von Zucker und Milch. Im Genuß geistiger Getränke halte man Maß. Namentlich Branntwein ist geeignet die Gesundheit zu schädigen.

* Zur Vermehrung landwirtschaftlicher Erzeugung, namentlich der Kartoffel, wies die preussische Staatsregierung sämtliche Forstverwaltungen an, ohne Rücksicht forstwirtschaftliche Erwägungen alle, irgend geeignete freiliegende Flächen zur unentgeltlichen Nutzung auf ein bis drei Jahre abzugeben. Bedingung ist aber, daß die erste Ernte im Jahre 1915 erfolgt. (Str. Bln.)

Bermitteltes.

* Chemnitz, 20. Jan. (Str. Press.) Auf dem Werkstättenbahnhof scherte ein Großfeuer die Dachwerke ein. 70 Personenwagen, 10 D-Zugwagen sowie wertvolle Maschinen wurden vernichtet. Der Schaden beträgt mehrere Millionen.

Wir zu ihm
t sie
ihm
heer
zu
nnt,
r in
t es
von
wir
am
erer,
dab
feste
uern
nen.
gar
gen
ner-
Bom-
ben-
Not-
ben.
von
nicht
rm-
hiter
echt.
voll
ucht

* Brauschweig, 20. Jan. (W. B. Nichtamtlich.)
über das Befinden des Erbprinzen wird von den Ärzten
folgendes mitgeteilt: Die durch den operativen Eingriff
bedingte hohe Temperatur ist auf 38,5 (Innenmessung)
zurückgegangen. Das Allgemeinbefinden und die Nahrungs-
aufnahme sind nach ziemlich gut verbrachter Nacht zu-
friedenstellend. Ein weiterer normaler Verlauf der Krank-
heit ist zu erwarten.

Amsterd., 20. Jan. (Str. Press.) Aus Trenton
(New-Jersey) wird gemeldet: Durch einen Brand, der
in der Fabrik John A. Robling entstand, ist das ganze
Fabrikviertel der Stadt abgebrannt, wodurch ein
Schaden von 1/2 Million Dollar entstanden ist. Da in
dieser Fabrik isolierte Telegraphen- und Telephonbrüste
sowie Ketten zum Fortziehen der Geschütze verfertigt
wurden, so hält es Reuter für „wahrscheinlich“, daß der
Brand angelegt worden sei.

Amsterd., 20. Jan. (Z. U.) Gestern mittag
ist auf der Schelde auf der Höhe von Nieuwsluis eine
Motorschuluppe der niederländischen Marine gegen eine
Mine gelaufen. Die Mine explodierte und die Schuluppe
mit 5 Mann Besatzung, darunter ein Offizier, wurde
durch das Geschloß weit weggeschleudert. Von den fünf
Opfern dieser Katastrophe wurden später nur einzelne
Körperteile gefunden.

Geduld und Ausdauer.

Geduld und Ausdauer sind die beiden Haupttugenden,
die zur Siegesgewißheit des deutschen Volkes draußen
wie daheim gehören. Denn unser Volk kämpft den
Krieg aller Kriege, einen beispiellosen Krieg, der sich mit
keinem einzigen der vorausgegangen in der unerhörten
Größe der zu bewältigenden Aufgabe vergleichen läßt.
Bereits der Krieg von 1870/71 ist der große Krieg ge-
nannt worden. Um wieviel größer aber ist der jetzige!
Nach 44 Jahren unendlicher Fortschritte in der Ver-
größerung der Heeresmassen, in der Vervollkommnung
und Vermehrung der Waffen jeder Art! 1870 handelte
es sich um einen Krieg gegen einen einzigen Feind. Am
1. März 1871 standen insgesamt 800000 Mann auf
französischem Gebiet. Während des ganzen Krieges
hatten 1113254 deutsche Krieger die Grenze überschritten.
Das erschien damals der Welt als eine Riesennahme
ohne gleichen. Heute kämpfen wir nicht bloß gegen einen
einzigen Großstaat, sondern außer Frankreich stehen uns
die beiden größten Reiche der Erde gegenüber und dazu
noch etliche andere Feinde. Ungezählte Millionen von
Streitern füllen ringsum die Kriegsschauplätze.

Der Feinde Willensheere in ungemessener Zahl
niederzuringen, dazu bedarf es einer Riesenarbeit, die
nur mit dem höchsten Aufgebot und der äußersten An-
strengung aller Kräfte, insbesondere nur mit dem Auf-
wand größter Ausdauer und unverlierbarer Geduld, ge-
leistet werden kann. Felsenfest begründet, unerschütterlich
hart ist unseres Volkes Zuversicht zum sieghaften Ver-
mögen unserer herrlichen Wehrmacht zu Lande und zu
Wasser. Aber sie soll nicht dazu verleiten, unbefrieden
zu werden, Übergroßes zu verlangen, Menschenunmögliches
zu verlangen, etwas ohne Verzug zu hoffen, was alle
Kräfte übersteigen müßte. Unmöglich kann sich bei der
gegenwärtigen Kriegsführung, bei der meist zahlenmäßigen
Überlegenheit der Feinde, überdies bei der nunmehr ob-
waltenden hemmenden Ungunst des Wetters und der
Wege in raschem Zeitmaß Sieg an Sieg reihen.

Jeder Fortschritt kann naturgemäß nur langsam
heranreifen. Nur wer sich nicht bewußt wird, daß in
diesem gewaltigsten Völkerkriege nach den umfassendsten
Kriegsvorbereitungen und Rüstungen Millionen mit
Millionen ringen, durchweg ausgestattet mit allen Er-
tugenschaften der Technik, vornehmlich mit den wirk-
samsten, ebenso unheimlich verschärften wie schwer zu
überwindenden Verteidigungs- und Deckungsmitteln, die
die Entscheidung in die Länge ziehen, nur der kann
über acht lassen, daß das Siegen heute unsagbar mühs-
elig und zeitraubend sein muß. Wenn aber die amt-
lichen Berichte unserer obersten Heeresleitung und der
unserer österreichisch-ungarischen Waffengenossen neuer-
lings wiederholt betonen, daß die Kämpfe nur schritt-
weise vorwärtsgen, so bedeutet das doch keineswegs
in Nachlassen der Siegeskräfte, vielmehr das Zeugnis,
daß diese Siegeskräfte auch unter den ungeheuersten
Ermüdungen und Hindernissen, trotz unzähliger Bescher-
heiten, nicht erlahmen, daß sie eine Widerstandsfähig-
keit und eine Ausdauer besitzen, die auch dann nicht auf-
hört, wenn sich wochen-, ja monatelang durchgehende
Entscheidungen noch nicht durchsetzen lassen. Schlag auf
Schlag, Sieg auf Sieg kann in diesem Weltkriege nicht
einanderfolgen. Das uralte Wort, daß alles seine
Zeit hat, gilt heute vornehmlich vom Siegen. Das
bedeutet Zeit, viel Zeit und darum Geduld und Aus-
dauer.

Geduld und Ausdauer sind Eigenschaften starker
Nerven. Solche beanspruchen die viele Tage lang sich
abspielenden ununterbrochenen Gefechte, die über Wochen
hinaus sich erstreckenden Schlachten, die eine räumliche
Entscheidung haben, wie man sie niemals zuvor gekannt
hatte. Nerven gehören dazu, um den unaufhörlichen
physischen und körperlichen Anstrengungen gewachsen zu
bleiben, die der Dienst in den Schützengräben zumal in
der jetzigen Jahreszeit fordert. Nerven erheischen die
Anforderungen des Stellungskrieges und des dabei sich
entwickelnden zähen Kleinkrieges. Wer über die stärksten
Nerven verfügt, wird zuletzt Sieger sein. Unsere Nerven
sind, so hat unser Kaiser am 3. Dezember in einer An-
rede im Osten gesagt, sind stärker als die unserer
Feinde. Dies Kaiserwort ist unsere Gewißheit, unsere
Stärke. Darum wagt mit allem Fragen, wie lange
der Krieg noch dauern wird! Er mag so lange dauern
wie er will; wir halten durch, wir behalten kaltes Blut,
wir haben stärkere Nerven und lassen darum den Sieg,
den wir schon zum guten Teil gewonnen haben, nicht
aus unseren Händen.

Das große Heimweh.

Auf Feindesflur. Vor mir ein Schienenstrang,
Im Rücken ein Gehöft im Mondlicht blüht,
Aus dessen Innern deutscher Brüder Sang
Bisher zu mir durchs nächtliche Schweigen dringt.
Die Silbergleist der Eisenadern Lauf,
Ich kann nicht los von ihm, bin festgebannt,
Und sehndend schweift mein Blick hinab, hinauf
Den teuren Weg zum deutschen Vaterland.

Hin über Fernen wandern die Gedanken
Entlang dem Gleis durch blutiger Wälders Traum,
Und heißes Heimweh faßt mich Sehnsuchtskranken:
Nach deutscher Scholle Duft, nach Deutschlands Gaun.
Ich muß, so fern von deutscher Erde Schloß,
Hier in der kalten Erde Wälders stehen.
Da reißt's an mir, da packt's mich riesengroß:
Nur einmal, einmal wieder Deutschland sehn!

Und wie ich lauschend in das Dunkel starre,
Umflattern mich die Töne trauriger Lieder.
Aus Brüder Mund steigt zu des Hofes Sparre
Ein Lied auf: „Nach der Heimat möcht' ich wieder!“
Es klingt und klagt aus rauhen Kriegerkehlen,
Wehmütig, sehnsuchtsjitternd, dumpf und bang.
Von spröden Lippen, die sonst barsch befehlen,
Ertönt der deutschen Heimat Hochgesang.

Mir ist als ging ein Schwert durch meine Seele;
In meine Augen steigt ein bitteres Raß.
Ich kann's nicht fassen, wie ich mich auch quäle!
Das ist zu viel für mich; zu tief schmerzt das!
Und plötzlich rauscht's durch meines Herzens Saiten,
Gelockt von Brüder Sang, der mich umzieht.
Ich singe laut, weiß nicht aus welchem Leiden,
Hin übers Feld das süße Heimatlied!

Und wie die letzten Töne sind verklungen,
Da rollt ein Zug vorbei an mir, dem Hüter,
Langsam, denn Deutschlands Ehre, deutsche Jungen,
Führt er verwundet hin zur Heimat wieder.
Wie ich das Leuchten, ihres Glückes Zeichen,
Auf ihren Mienen seh', da muß ich schreien:
„Ihr Brüder! Grüßt mir Deutschland, seine Eichen!
„Und grüßt mir meinen Deutschen Vater Rhein!“

Vor mir versinkt rings das weiche Land,
Und Heimatbilder tauchen aus dem Dunkel:
Ich seh' das Dorf, des Vaters Silberband,
Der Berge Wälderzister im Sterngefunkel,
Ich seh' mein Haus, mein kleines Gartensfeld,
Ich seh' der Hütte Schmutz so blank, so sauber,
Und da — mein Weib, das meinen Rufen hält!
O sel'ges Glück! Mich grüßt der Heimat Zauber.

G. Linden.

Matrader im Felde.

Von einem im Westen stehenden Leutnant d. R. einer
Munitions-Kolonne geht uns folgender Brief zu:

A . . . den 29. 12. 14. Dumpf donnern die Ra-
nonen, ein ununterbrochenes Rollen, das die Fenster
unseres Hauses erklingen läßt, tönt an mein Ohr. Seit
8 Tagen war es nicht mehr so heftig. Ich bin wohl
20 Kilometer von diesem menschenmordenden Kampfe
entfernt, und doch schlägt das Herz schneller bei dem Ge-
danken, was sich jetzt ereignen mag. Wahrscheinlich ver-
suchen die Engländer wieder unsere Linie zu durchbrechen,
oder aber wir haben zum Sturm angelegt. Genug etwas
Wichtiges geht da vorne vor. Was hilft's, ich muß ab-
warten, denn ich bin seit etwa 4 Wochen mit meiner
Kolonne im Stützquartier und erhalte nur ab und zu den
Befehl, Munition an die Front zu bringen, es geht ja
auch bei dem jetzigen Festungskrieg schneller die Mu-
nition mit Lastautos vorzubringen. Genau wie im Frie-
den arbeitet 20 Kilometer hinter der Front die militä-
rische Maschine so weiter, wie es der sich entwickelte Po-
sitionskrieg auferlegt hat. Der Wachmeister bringt den
Dienstzettel: 6 Uhr Beden, Füttern, 9 Uhr Anspannen,
nach Einrücken Stalldienst. Mittags 3 Uhr Fußzer-
gieren, Ausheben von Schützengräben, Arbeitsdienst. So
lautet mit einiger Abweichung unser jetziges Programm.
Freilich war es in den ersten vier Monaten des Krieges
anders. In Gewaltmärschen, täglich 50 bis 60 Kilom.,
verbunden mit täglichen Wäldern ging es durch Belgien
nach Frankreich hinein, zur Nachtzeit vorbei an der Fe-
stung M., die noch in französischen Händen war, bis
Ch. an der Marne etwa 80 Kilom. vor Paris. Es war
eine schöne Zeit für uns, jeder trug das Bewußtsein in
sich, es geht vorwärts, wir haben gesiegt. Dieser Ge-
danke half über vieles hinweg. Denn es war eine sehr
anstrengende, aber recht gefährliche Zeit. Wir hatten zwar
weniger von dem vorne im ehelichen Kampfe sich stellen-
den Feind zu fürchten, als von den hinter Hecken, Mau-
ern und sonstwo verborgen im Hinterhalt liegenden bel-
gischen Frantireurs. Zweck meiner heutigen Schilder-
ung soll es sein Euch zu zeigen wie unsere Feinde, ins-
besondere die Belgier, gegen uns kämpften.

Es war am 22. August 1914. Die Kolonne erhielt
mittags gegen 2 Uhr den Befehl von P., wo sie biswa-
rte, sich auf St. B. ins Marsch zu setzen. Abends
gegen 9 Uhr kam sie vor B. einem kleinen belgischen
Städtchen, das auf der Marschstraße lag, an. Der Marsch
stockte. Die vorher marschierenden Kolonnen hatten Halt
gemacht. Ich nahm zunächst an, es handele sich um
eine Ruhepause zum Trinken und Füttern der Pferde.
Da kam von vorne ein Wachmeister auf meinen Haupt-
mann zugeritten mit der Nachricht, es sei beim Durch-
marsch durch B. Vorsicht geboten. Tags zuvor sei auf
durchziehende Truppen geschossen worden, ein Haupt-
mann sei vor seiner Kompagnie vom Pferde herunter-
geschossen, weitere 5 Mann seien gefallen und mehrere
teils schwer verwundet worden. Mein Hauptmann traf
deshalb die ihm geboten scheinenden Anordnungen. Unter
anderem wurden alle Laternen gelöscht und den Mann-

schaften befohlen nicht zu rauchen, um den Frantireurs
in der Dunkelheit keinen geeigneten Zielpunkt zu bieten.
Als dann wurde der Vormarsch angetreten, die geladenen
Karabiner schußbereit, marschierten unsere Fußleute neben
den Wagen. Der Eingang von B., die Stelle wo unsere
Truppen vom Feuer der Frantireurs überfallen worden
waren, glich einem Trimmerhaufen. Die Strafe war
auf dem Fuße gefolgt, man hatte sämtliche Häuser, in
denen sich der hinterlistige Feind verborgen hatte, in
Flammen aufgehen lassen. An anderen Stellen mitten
in dem Städtchen auf dem Marktplatz standen noch
einige Häuser in hellen Flammen ein schaurig-schöner
Anblick. In Gedanken ritt ich weiter nach dem Grund
suchend, weshalb eigentlich diese Menschen in so törichter
Weise, ohne die ihnen drohenden Folgen zu erwägen,
so handelten. Was konnten sie viel anrichten? Einige
Pferde oder Mannschaften, die wir bei diesem un-
sinnigen Schießen verlieren konnten, waren sehr
schnell ersetzt. Dagegen welche fürchterlicher aber doch
gerechten Strafe setzten sie sich aus, wieviel schuldlose
Mitbürger rissen sie vielleicht gegen deren Willen mit
ins Verderben. Diesen Gedanken nachhängend, war die
Kolonne links in eine enge dunkle Straße eingebogen,
das Pflaster war von den vielen Wagen und Geschützen,
die sie passiert hatten, so glatt, daß man die Pferde
starr am Zügel halten mußte. Da fiel plötzlich ein
Schuß! und gleich als wenn dieser das Signal zum An-
griff gewesen sei, eine Reihe weiterer Schüsse. Unheim-
lich klang ihr Widerhall in der engen Straße, darunter
mengte sich ein undefinierbares Stimmengewirr, laute
Zurufe, Stöhnen von Menschen und Pferden. Etliche
Wagen waren aufeinandergefahren, Pferde waren gestürzt,
andere Gespanne waren durchgegangen und in Seiten-
wege eingebogen, kurz die Situation war recht kritisch für
den Führer. Während der Kolonnenführer sein Augen-
merk darauf richtete, die Wagen wieder zu sammeln,
rafften die Unterführer schnell die zur Hand stehenden
Beute zusammen und drangen in die Häuser, aus denen
geschossen war, ein. Doch vergebens, kein Frantireur
war zu finden, dagegen sah man an den offenstehenden
Türen der Rückseite der Häuser sowie aus den Spuren
deutlich, daß die, die im Hinterhalt ihr elendes, verach-
tenswertes Spiel getrieben hatten, leider ohne ihre wohl-
verdiente Strafe zu erhalten, entkommen waren. Noch
immer dröhnten im Dunkel der Straße die Schüsse und
erst nach zweistündiger gefährlicher Arbeit gelang es, die
Kolonne, bestehend aus 29 achtspännigen Wagen, aus dem
Knäuel herauszuziehen. Glücklicherweise hatte die Kolonne
keine Verluste an Menschenleben zu beklagen, dagegen
waren mehrere Beute leicht und einige schwer verwundet.
Sie wurde von den bereitstehenden Lazarettwagen auf-
genommen. Einige Pferde, die schwer verwundet worden
waren, waren an Ort und Stelle erschossen worden. Als
die Kolonne glücklich aus B. heraus war, galt es noch
einen dreistündigen Marsch zu leisten. Der Weg war
sehr schlecht und führte durch einen tiefen Wald. Die
Stimmung war gedrückt, die Nerven aufgereizt, denn jeden
Augenblick konnte sich hier im Dickicht wiederholen, was
kurz zuvor geschehen war, vielleicht hier für unsere Gegner
mit besserem Erfolg. Aber es blieb still. Zum größten
Teil abgesehen, wurde der schwer passierbare Weg zurück-
gelegt. Das brennende B. entschwand immer mehr
unseren Augen und gegen halb 3 Uhr nachts kamen wir
müde und hungrig an unserem Marschziele St. C. an.
Glücklicherweise fand ich mit meinem Hauptmann und
meinen beiden anderen Kameraden gute Aufnahme bei
einem belgischen Beamten. Ein guter Schluck Kaffee tat
uns wohl. Die Ereignisse des Tages nochmals über-
denkend, schlossen sich die müden Augenlider und ein ge-
sunder Schlaf stärkte uns zu neuem Schaffen. R. R.

Dr. Oetker's

Gustin

nimmt man
zum Sätmigmachen

von Suppen und Tunken

anstelle des englischen Mondamin.

In Paketen zu 15, 30 und 60 Pfg. überall zu haben.

Letzte Nachrichten.

Berlin, 21. Januar. (W. B. Amtlich.) In der
Nacht vom 19. zum 20. Januar haben Marineluftschiffe
einen Angriff gegen einige befestigte Plätze an der eng-
lischen Ostküste unternommen. Hierbei wurden bei
nebligem Wetter und Regen mehrfach mit Erfolg
Bomben geworfen. Die Luftschiffe wurden beschossen,
sind aber unverfehrt zurückgekehrt.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes: Behncke.

Rotterdam, 21. Jan. (Z. U.) Nach hierher
gelangten Meldungen haben deutsche Zeppelinluftschiffe
sowie einige Flugzeuge gestern Abend die Ortschaften
Yarmouth, Sandringham, Kingsley, Sheringham und
Cromer bombardiert. Es ist großer Schaden angerichtet
worden. Viele Tote und Verwundete sind zu verzeichnen.

Amsterd., 21. Jan. (Z. U.) Die „Times“
meldet aus Yarmouth: Es befand sich die Bevölkerung
während des Zeppelin-Angriffes fast vollständig in den
Häusern. Eine Bombe fiel in der Nähe der Peters-
kirche, eine andere explodierte gegenüber dem Hause
des Bürgermeisters. In Sheringham wurde von den 5
Bomben keine Person getroffen. Auf Kingsley sind etwa
7 Bomben gefallen. Hier ist der Schaden sehr bedeutend.
In London wurden im Laufe der Nacht die Wehrmann-
schaften aufgerufen und die Feuerwehre hatte sich für alle
Fälle bereit gehalten.

Kopenhagen, 21. Jan. (Z. U.) Der Angriff
der deutschen Luftschiffe auf die englische Ostküste kam
völlig überraschend. Außerdem verhinderte tiefe Dunkel-

U. S. M. S. S.